

# „Wat willstest du nun? Kieken oder koopen?“

Ist sie herzlich? Oder nur grob? Den Ursachen der Berliner Schnauze ist ein Kulturhistoriker auf die Spur gekommen.

VON REINHARD URSCHTEL

Berlin. Unter den geehrten Gelehrten im abgelaufenen Jahr fehlt der Name Lothar Binger. Doch der Mann hat Grundlegendes erforscht, weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit ein Geheimnis der Zivilisation gelüftet. Vor allem in Berlin sollte man ihm Anerkennung zollen, doch ausgerechnet in dieser Stadt ist Anerkennung ein rares Gut. Binger ist Kulturhistoriker, und als solcher hat er herausgefunden, weshalb der Berliner, besonders wenn er dem Nicht-Berliner gegenübertritt, so ist, wie er ist. Ein erster Schritt ist getan, dass die Deutschen ihre Hauptstadt und ihre Bewohner besser verstehen lernen.

Nicht-Berliner, Touristen überwiegend, sind eigentlich immer genügend in der Stadt, in den Sommermonaten oder in diesen Tagen um den Jahreswechsel noch ein paar mehr als sonst. Es geht hier nicht um Zehntausende oder Hunderttausende, die Gästezahlen reichen leicht an eine Million heran. Aus Berliner Sicht kommen diese Menschen alle aus der Provinz, ganz gleich, ob sie vielleicht sonst in Hildesheim oder in New York zu Hause sind. Man sieht es den Leuten ja nicht an.

Aber man merkt es, weil diese Leute zusammensucken, wenn sie beim Brötchenkauf in der Bäckerei einen Augenblick zu lange nachgedacht haben und von der Verkäuferin freundlich um einen Entschluss gebeten werden: „Wat willstest du nun, kieken oder koopen?“ In Momenten wie diesem zerfällt auch die Grenze zwischen „Na, junger Mann, schon watt jefunden?“ und „Na, Alter, mach ma 'n bisken hin, andre wollen ooch watt“.

Tatsächlich prallen die Berliner Art des Umgangs mit dem Nächsten und die Erwartung der Touristen dann aufeinander, wenn der Anlass ein alltäglicher ist. Person A rempelt Person B an. In anderen Kulturkreisen als dem berlinischen würde Person A ihren Fehler einsehen und sich bei Person B entschuldigen. Nicht so in der Hauptstadt. Hier bleibt der Rempler stehen, verschränkt die Arme und blafft: „Na watt denn?“ Ein großer Fehler wäre es freilich, wenn sich die gempelte Person B nun bei A entschuldigen würde. Anerkennung beim Berliner verschafft sich der Fremde durch Schlagfertigkeit, mündliche natürlich. Eine angemessene Reaktion auf die Herausforderung des Remplers würde ungefähr so lauten: „Kannst du Glück sagen, dass mir nicht beruflich an jenem pelt hast. Beruflich fahr ich nämlich 'n Bus.“

Lange schon rätseln zugezogene Neuberliner und Kulturwissenschaftler, weshalb die Eingeborenen in dieser Stadt diesen, na sagen wir, unorthodoxen Umgang untereinander und mit Fremden pflegen. Die Theorien sind vielfältig, manche verweisen auf die jahrzehntelange Insellage der Stadt mit

der Folge einer emotionalen Verarmung, andere setzen viel früher an und machen die verspätete Christianisierung verantwortlich.

Der Forscher Binger taucht tatsächlich tief hinab ins Mittelalter und findet lauter mildernde Umstände. Alles nimmt seinen Anfang mit dem „Berliner Unwillen“ im Jahr 1448. Damals begehrt die Bevölkerung auf gegen die Pläne des Kurfürsten, ein Stadtschloss zu errichten. Das Volk ließ den vorgesehenen Bauplatz kurzerhand fluten, der Monarch rächte sich mit der Einschränkung städtischer Rechte. Seither sehen sich die Berliner im Griff der Obrigkeit. Noch im vergangenen Jahrhundert hat der Kaiser hineingeredet in die Belange der Stadt, dann die Nationalsozialisten, die Alliierten, heute schließlich

„der Bund“. Die Berliner, so folgert Binger, haben immer abwehrend reagiert, in unterschiedlichen Ausprägungen: mal mit Resignation, mal mit Größenwahn. Die Schlagfertigkeit der Berliner sieht Binger als zivilisierten Ersatz für Schlägerei. Ironie und Wortwitz sind für ihn nichts anderes als Gefühlsabwehr. Die an Schicksalsschlägen so reiche Stadt kann diese besser verkraften, wenn sie darüber kalauert. Die aufgemalte Tür im Kreuzberger Mauerabschnitt mit dem Versprechen „Wer hier durchkommt kriegt 'ne Mark“, hat den „antifaschistischen Schutzwall“ zwar nicht vergessen lassen. Aber man konnte da-

rüber lachen, und worüber man lachen kann, das ist schon wieder halb so schlimm. Der Kulturexperte kleidet sein Resümee in eine Art Generalabsolution für die Berliner Schnauze: „Der Berliner hat guten Grund so zu sein, wie er ist.“

Einen praktischen Nutzen haben Bingers Erkenntnisse freilich nicht unmittelbar. Aber sie können helfen, einen Restaurantbesuch oder einen Kneipenbummel in Berlin einigermaßen schadlos an Körper und Seele zu überstehen. Wer in den Szenevierteln Prenzlauer Berg oder Friedrichshain, auch in Mitte oder gar in Kreuzberg eine Bestellung loswerden möchte, sollte es auf keinen Fall mit dem Ruf „Frollein“ oder mit der Frage „Servieren Sie hier?“ versuchen. Er läuft Gefahr, überhört und übersehen zu werden, oder allenfalls die Antwort zu bekommen: „Ich servier' nicht, ich studier'!“ In manchen dieser Szenelokale muss man angeblich eine Beziehung mit der Bedienung anfangen, um etwas serviert zu bekommen. Wird man in einer solchen Umgebung mit der Frage konfrontiert: „Möchten Sie noch etwas trinken“, sollte man besser gehen. Das „Sie“ kommt kurz vor dem Hinauswurf. Bleiben und neu bestellen darf man, wenn die Kellnerin ihren Kaugummi kurz in den anderen Mundwinkel schiebt und fragt: „Trinkst du noch was?“

Den jungen Kellner, der die Wünsche mit einem Gesichtsausdruck abfragt, als wollte er sagen „Dich Spießer bedien ich nur, weil gerade keine Mode-

schnitsberliner beim Brötchenholen in Moabit oder beim Gang über den Spandauer Weihnachtsmarkt. Die Berliner Gesellschaft toleriert schlechtes Benehmen in der Stadt, weil es keine Berliner Gesellschaft gibt. Alle paar Jahrzehnte hat sich alles geändert, durch die Kriege, die Nazis, den Mauerbau, die Einheit, den Regierungsumzug. Kein Bürgergut und keine Schickieria prägen diese Stadt und entscheiden darüber, wer dazugehören darf und wer nicht. Berlin schluckt sie alle und verdaut sie.

Oder sind alle kulturellen Deutungsversuche vergebens? Sind die Leute in dieser Stadt einfach so, tragen sie nur den Staub der Geschichte an ihren Schuhen und werden ihn nicht los? Wir haben Johann Wolfgang von Goethe als Zeitzeugen. Am 4. Dezember 1823 hat sich der große Menschenerkenner mit seinem Getreuen Eckermann über den Berliner Musiker Karl Friedrich Zelter unterhalten und ein zeitlos gültige Beschreibung des Berliners und seiner Stadt aus dem Armel geschüttelt: „Er kann bei der ersten Bekanntschaft sehr derb, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen. Allein, das ist nur äußerlich... Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, dass man mit der Delikatess nicht weit reicht, sondern dass man Haare auf den Zähnen haben und mitunter sogar etwas grob sein muss, um sich über Wasser zu halten.“

Das Erstaunliche an der Berliner Gesellschaft ist, dass sie sich blendend unterhalten lässt mit ihren eigenen Schwächen. Der Kabarettist Kurt Krömer, der lange Zeit ein Geheimtipp war und allmählich auch bundesweit bekannt wird, hatte mit seinem ersten Bühnenprogramm „Na, Du alte Kackbratze“ seinen Mitbürgern ihre Marotten derart heftig um die Ohren, dass sie aus dem Lachen nicht herausgekommen sind. Krömer darf das, denn er stammt aus Neukölln und ist bei seinen Auftritten ungefähr so elegant gekleidet wie der Durch-

schneider bei der großen Menschenerkenner mit seinem Getreuen Eckermann über den Berliner Musiker Karl Friedrich Zelter unterhalten und ein zeitlos gültige Beschreibung des Berliners und seiner Stadt aus dem Armel geschüttelt: „Er kann bei der ersten Bekanntschaft sehr derb, ja mitunter sogar etwas roh erscheinen. Allein, das ist nur äußerlich... Es lebt aber, wie ich an allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, dass man mit der Delikatess nicht weit reicht, sondern dass man Haare auf den Zähnen haben und mitunter sogar etwas grob sein muss, um sich über Wasser zu halten.“

... SO ZU SEIN, wie er ist“



Grüße aus Berlin

## Eine Mutter aus Passion

VON HEIKE MANNSSEN

Glück lässt sich in vielen verschiedenen Sätzen ausdrücken. Ein paar davon hängen an der Wohnzimmerwand von Inka Hashagen. Ihre Tochter Sabine hat ihr das selbst geschriebene Gedicht in dem kleinen Holzrahmen kürzlich zum 60. Geburtstag geschenkt. Tochter, das ist nicht ganz richtig, denn Inka Hashagen ist – ganz offiziell – die Pflegemutter von Sabine. Sie hat vor mehr als 30 Jahren dem damals einjährigen Mädchen ein neues Zuhause gegeben. Zum Glück, denn die Kleine wurde in ein schwieriges familiäres Umfeld hineingeboren.

Vor 30 Jahren hat Inka Hashagen dann auch den Arbeitskreis Pflege und Adoption im Deutschen Kinderschutzverband, Ortsverband Hannover, gegründet. „Ich hatte das Gefühl, ich brauchte Menschen in ähnlicher Situation um mich herum“, sagt sie heute. Im Laufe der Zeit hat sich die Selbsthilfegruppe für Eltern zu einer Initiative mit einem breiten und professionellen Angebot entwickelt. Inka Hashagen ist geblieben. Zusammen mit zwei Kolleginnen hilft, berät und betreut sie Pflege- und Adoptivfamilien. Neben den regelmäßigen Treffen bringt sie viel Zeit mit Gesprächen am Telefon. Und all das ehrenamtlich.



Die Psychologin Inka Hashagen berät und hilft bei Adoption und Pflege.

Als 25-Jährige suchte sie deshalb Kontakt zum Jugendamt. „Damals ging man als Frau dort ohne den Ehemann hin, um sich vorzustellen“, erinnert sich Hashagen. Und dann ging alles ganz schnell. Nach ein paar Monaten kam Sabine in die Obhut der Familie. Von Zeit zu Zeit schrieb die leibliche Mutter den Hashagens, um sich für die Pflege zu bedanken, aber auch gleichzeitig deutlich zu machen, dass sie ihr Kind irgendwann wiederhaben wollte. „Das hat mir immer Angst gemacht“, sagt die 60-Jährige. Sabine ist letztlich in der Familie geblieben – das entschied das Jugendamt als Vormund, den Hashagens wurde die sogenannte Personensorge übertragen.

In ihrem Arbeitskreis konnte sich die Mutter mit anderen Pflege- oder Adoptiveltern austauschen. Gern erinnert sich Inka Hashagen an die Anfangszeit. „Bei unseren Familientreffen gab es unter den Kleineren welche, die dachten, Kinder gibt es nur im Jugendamt“, sagt sie lachend. Humorvoll sein, nicht alles so schwer nehmen, das sei auch für Adoption und Pflege eine gute Voraussetzung. Dazu gehörten auch Eigenschaften wie Belastbarkeit, Geduld und die Fähigkeit, sich selbst zu reflektieren. Nach Sabine hat sie noch ein zweites Mädchen aufgenommen, weil sie sich „noch so voller Power“ fühlte.

Diesmal entschied sich das Ehepaar für eine Sonderpflegeelternschaft, für die Pflege eines schwierigeren oder behinderten Kindes. So kam Susanne zu ihnen. Die Vierjährige war schwer mißgeschädigt. Sie konnte kein Wort sprechen, nächste ein und hatte schon mehrere Pflegefamilien durchlaufen. „Als wir sie im Heim gesehen haben, war es Liebe auf den ersten Blick“, sagt Inka Hashagen. Oft wurde sie damals gefragt, warum sie sich das antue. „Es war eine Aufgabe, die ich gesucht habe“, lautet auch heute ihre Antwort. „Und es kommt viel zurück“, sagt Inka Hashagen. Bis heute hat sie ein gutes Verhältnis zu ihren Pflegeeltern, von denen eine sie schon zur zweifachen Oma gemacht hat.

Inka Hashagen hat aus ihrer Berufung einen Beruf gemacht. Die gelernte Chemotechnikerin studierte, als die Kinder noch klein waren, Psychologie. „So habe ich heute nicht nur meine eigenen Erfahrungen mit meinen Kindern, sondern auch noch den wissenschaftlichen Hintergrund, wenn ich Eltern in schwierigen Situationen berate.“ Auch die anderen Frauen des Arbeitskreises haben sich weitergebildet und können als Verfahrenspflegerinnen bei Fragen rund um Adoption und Pflege helfen. Und Hilfe ist manchmal nötig. „Oft ist man voller Emotionen, ärgert sich über die leiblichen Eltern oder hat Probleme mit den Kindern. Da hilft der Arbeitskreis, um Dampf abzulassen“, sagt Inka Hashagen. Nach all den Jahren geht es ihr immer wieder aufs Neue nahe, wenn sie Kinder kennenlernen, deren Eltern die Haustiere besser behandeln als den eigenen Nachwuchs. Deshalb ist es ihr wichtig, dass alle hinschauen: „Wir müssen auf die Kinder in unserer Gesellschaft aufpassen, ohne dabei zu denunzieren.“

Die ganze Serie im Netz: [www.haz.de/stillestars](http://www.haz.de/stillestars)



## Die Euro-Zone wächst um zwei Inseln

Malta und Zypern treten in der Silvesternacht der europäischen Einheitswährung bei – nicht gerade zur Freude aller Einwohner

VON GERD HÖHLER UND MICHAEL POHL

Der Countdown läuft – und er ist für die meisten Malteser unübersehbar: Eine große digitale Uhr über dem Stadttor von Malta Hauptstadt Valletta zählt die Stunden, Minuten und Sekunden rückwärts bis zum 1. Januar 2008. Nicht einfach, weil dann ein neues Jahr für das junge EU-Mitglied beginnt – der 1. Januar ist vor allem der Start einer neuen Epoche in der Ökonomie der Mittelmeerinsel: Gemeinsam mit Zypern wird Malta in der Silvesternacht den Euro als Währung einführen.

Die meisten Inselbewohner halten das neue Geld bereits in den Händen: Seit Anfang Dezember gibt es bei den zyprischen und den maltesischen Banken – wie einst bei den Euro-Gründungsmitgliedern – sogenannte Starter Kits, kleine Plastikbeutel mit einer Grundausrüstung der neuen Münzen. Geschäftsleute und Verbraucher sollen sich so mit der neuen Währung vertraut machen können.

Auch in den Einzelhandelsgeschäften hat der Euro längst Einzug gehalten, zunächst allerdings virtuell: Seit dem Sommer müssen alle Waren nicht nur in den bisherigen Landeswährungen, dem zyprischen Pfund und der maltesischen Lira, sondern auch in Euro ausgezeichnet werden. Auf diese Weise sollen die Verbraucher nicht nur ein Gefühl für den Wert der neuen Währung bekommen. Man hofft damit auch, ungerechtfertigte Preiserhöhungen anlässlich der Währungsumstellung verhindern zu können.

Die Angst, beim Wechsel zu dem neuen Geld übers Ohr gehauen zu werden, geht auf beiden Inseln um. Dem Euro eilt der Ruf des „Teuro“ voraus. Drei Viertel der Zypern und jeder dritte Malteser fürchten einen Preisschub. Diese Sorge versuchen die Regierungen



„Euro – unser Geld“: In Malta's Hauptstadt Valletta ist die neue Währung bereits sichtbar. afp

beider Inselrepubliken seit Monaten zu zerstreuen. Auf großen Plakaten und in Anzeigen in der Inselzeitung „Times of Malta“ beschwört Malta's Wirtschaft deswegen seit Wochen die Losung: „New currency, same price“ – „Neue Währung, gleicher Preis“. Und das Logo „Euro – unser Geld“ prangt inzwischen auf Schildern und an Geschäftstüren quer über die ganze Insel.

Auf Zypern wie Malta gibt es zudem freiwillige Initiativen des Handels, auf Preiserhöhungen anlässlich der Umstellung und in den Monaten danach zu verzichten. Die Regierungen wollen gegen ungerechtfertigte Preiserhöhungen unmissverständlich vorgehen. Dafür gibt es auf Malta eigens das unabhängige Untersuchungsgremium „Euro Observatory“. Es ist nach eigenen Angaben in den vergangenen Wochen mehr als 60 Hinweisen von Verbrauchern auf vor-

zeitige Preiserhöhungen im Zusammenhang mit der Euro-Umstellung nachgegangen.

Für Kunden ist die Umrechnung auf beiden Inseln ziemlich schwierig, denn die Kurse sind nicht eben leicht zu merken. Auf Zypern entspricht ein Euro 0,585274 zyprischen Pfund, auf Malta 0,4293 Lira. Die Kurse zeigen: Im Gegensatz etwa zu den Euro-Altmitgliedern Italien und Griechenland bringen die beiden Neulinge relativ starke Währungen in die Wirtschafts- und Währungsunion ein. Auch deshalb fällt es vielen Zypern und Maltesern nicht ganz leicht, auf ihr gewohntes Geld zu verzichten und sich mit dem Euro anzufreunden. Andererseits sind die meisten stolz darauf, nun zum „starken Kern“ der EU zu gehören. Der Beitritt zur Euro-Zone ist für die beiden kleinen Länder ein wichtiges

Symbol ihrer europäischen Integration. Aus der Sicht der EU fällt die Erweiterung indes ökonomisch kaum ins Gewicht. Mit dem Beitritt der beiden Inseln erhöht sich die Einwohnerzahl der Euro-Zone gerade mal um etwas mehr als eine Million auf 319 Millionen Menschen. Das Wirtschaftsvolumen wächst nur um marginale 0,2 Prozent. Beide Länder erfüllen die Konvergenzkriterien der Wirtschafts- und Währungsunion besser als manches der 13 alten Mitglieder.

Malta verzeichnet seit dem EU-Beitritt 2004 ein durchschnittliches Wirtschaftswachstum von drei Prozent pro Jahr. Die Inflation liegt bei 2,2 Prozent, die Defizitquote soll von 2,3 Prozent in diesem auf 1,2 Prozent im nächsten Jahr gesenkt werden. Die Nettoverschuldung beträgt knapp 66 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP). Die Inselrepublik, die mit rund 400 000 Einwohnern das zweitkleinste EU-Land nach Luxemburg ist, befindet sich in einem tiefgreifenden wirtschaftlichen Strukturwandel: Das einstige Niedriglohnland setzt neben dem Tourismus vor allem auf Fertigung mit höherer Wertschöpfung und qualifizierte Dienstleistungen. Ein Beispiel dafür ist das Wartungszentrum, das die Lufthansa gemeinsam mit Air Malta seit 2002 auf der Insel unterhält und zurzeit erheblich ausbaut. Das Projekt unterstreicht den Anspruch Malta's, sich künftig als Technologiezentrum zu etablieren.

Zypern war schon beim EU-Beitritt im Mai 2004 das wirtschaftlich stärkste der zehn neuen Mitgliedsländer. Bislang ist die zyprische Volkswirtschaft in sehr hohem Maße vom Tourismus abhängig und damit anfällig für politi-

sche Krisen im benachbarten Nahen Osten. In Zukunft will sich Zypern stärker als Standort für Finanzdienstleistungen aufstellen. Dabei dürfte die Umstellung auf den Euro helfen. Das Pro-Kopf-Einkommen von 16 500 Euro liegt nur knapp unter dem EU-Durchschnitt. Das BIP wächst seit dem Beitritt um durchschnittlich 3,8 Prozent pro Jahr. Die Inflation liegt mit 3,5 Prozent ebenso im Rahmen des EU-Stabilitätspakts wie der Haushaltsaldo mit -1,0 Prozent vom BIP und die Staatsverschuldung mit knapp über 60 Prozent des BIP. Überdies glänzt die Inselrepublik mit einer Arbeitslosenquote von nur rund vier Prozent.

Eigentlich also ein unproblematischer Euro-Neuling – wäre da nicht die Inselteilung. Völkerrechtlich trat zwar 2004 ganz Zypern der EU bei, weil sich das Staatsgebiet der international anerkannten Republik Zypern auch auf den Nordteil der Insel erstreckt, der seit 1974 von türkischen Truppen besetzt gehalten wird. Doch der „acquis communautaire“, das Regelwerk der EU, gilt einstweilen nur im Insel-

süden, der von der Regierung der Republik Zypern kontrolliert wird. Gleiches gilt jetzt für die Währungsunion. Im besetzten Teil der Insel, der nur von Ankara anerkannten „Türkischen Republik Nordzypern“, bleibt die türkische Lira gesetzliches Zahlungsmittel. Wobei der Euro auch dort bald als Parallelwährung zirkulieren dürfte, denn mehrere Tausend türkische Zyperer arbeiten im Süden der Insel. Sie werden das neue Geld in ihren Lohntüten über die Demarkationslinie bringen.



Zwei neue Münzen in Europa: Die Ein-Euro-Geldstücke von Malta (oben) und Zypern.